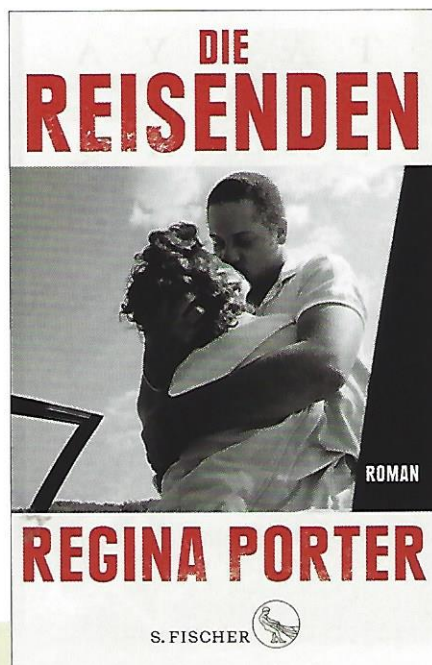


Familienroman als Kaleidoskop

Regina Porters »Die Reisenden« ist eine große Geschichte mit zwei Perspektiven

Von Eva-Maria Mahr

«I wanna be somebody so bad» singt der in Holly Springs geborene Syl Johnson 1970 auf seiner zweiten Platte und stellt damit dem großen »I have a dream«, das Martin Luther King bereits sieben Jahre zuvor vor mehr als 250.000 Menschen proklamiert hatte, einen verzweifelten Bruder an die Seite. Auch am Anfang der »Reisenden« steht ein Traum. Der Traum, innerhalb der Gesellschaft eine gewisse Stufe zu erreichen und zu den Aufsteigern zu gehören. Das verbindet die »weiße« und die »schwarze« Perspektive. Doch im Gemeinsamen kommen neue Kontraste zum Vorschein, und so merkt der Weiße Ruff Vincent erst durch die Ehe mit Claudia, wie viele Privilegien er eigentlich hat.



Regina Porter

»Die Reisenden«, Roman

a. d. Amerikanischen von Tanja Handels

S. FISCHER, 2020

384 Seiten, Hardcover

22 Euro

Am Anfang der »Reisenden« steht neben dem Traum auch ein Trauma. Die junge afroamerikanische Agnes wird bei einer Polizeikontrolle angehalten und aus dem Wagen gebeten. In lakonischem Ton erzählt die Auslassung den Kern der Geschichte: »Der flachsblonde Officer William Byrd ging den Pfad entlang und nahm Agnes mit sich zwischen Bäume und Sumpf. Es dauerte eine Viertelstunde, bis er sein bleiches Gesicht wieder sehen ließ und ohne Agnes zurückkam. ... Wenig später kam Officer Haig neben Agnes den Pfad wieder hinauf. Er hielt ihr die Beifahrertür auf, und Agnes stieg ein, den Blick die ganze Zeit starr geradeaus gerichtet. Officer Haig schob ihr die Handtasche auf den Schoß. Der Schwung ihrer bauschig aufgetupierten Haare war dahin.«

Aus mindestens zwei Perspektiven erzählt Regina Porter in ihrem Debütroman die amerikanischen Jahre von 1946 bis 2010. Immer entlang zweier Familien; der Vincents aus Maine und der Christies aus Georgia. Weiß und Schwarz auf weiß und schwarz. Die Wege dieser beiden Familien kreuzen sich immer wieder und erfahren schließlich in der Ehe von Joyce-Forscher Ruff Vincent und Shakespeare-Forscherin Claudia Christie die größte Schnittmenge. 1946 bis 2010. 64 Jahre und 34 Menschen in 21 Kapiteln. Dabei nimmt Porter glücklicherweise bereits zu Beginn Abstand von der Idee eines chronologischen Durchhecheln der Geschichte. In Sprüngen zwischen Personeninventar und Zeitfenstern lernt der Leser so beispielsweise die Lieblingsfigur der Autorin kennen: Eloise Delaney, eine lesbische afroamerikanische Frau aus Georgia, die zur »Army« geht, im Vietnamkrieg als Analytistin dient und dann nach West-Berlin verschwindet, getreu ihrem Lebensmotto »Kiss my black ass.«

Briefe, Fotos und fiktive Theaterdialoge begleiten die unterschiedlichsten Erzählperspektiven; eine Liste der auftretenden Personen sorgt für die nötige Orientierung, wenn man sich nicht im Text ver-



Regina Porter © Liz Lazarus

lieren möchte, was durchaus eine ratsame Option ist. Denn so wird man selbst zum Reisenden, zu einem Chronisten, der ob des lakonischen Tons, der einen oft erfrischend, aber auch anklagend in den Bann ziehen kann, eigene Standpunkte finden muss (in der heutigen Zeit der Moralapostel ist man versucht, dieses »muss« durch ein »darf« zu ersetzen). Oft wird die Hoffnung, dass eine lieb gewonnene Figur wieder auftaucht, einer Geduldsprobe unterzogen, in seltenen Fällen gar zerschlagen, andere tauchen überraschend (wieder) auf. Es ist wie im wirklichen Leben, irgendein Puzzleteil fehlt immer.

Regina Porters »Die Reisenden« ist wohl einer der gelungensten Romane für all jene, die gerne über Familien lesen, aber dem klassischen, epischen »Familienroman« (vielleicht zu Recht) nichts abgewinnen können.